

# Die Neue Welt

Nr. 24

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Der Förster von Konradsreuth.

(Fortsetzung.)

Roman von Nicolaus Krauss.

Auf dem Kreuzwege vor dem Mittelbau mußte der Förster verschlaufen. . . Kein Zweifel war mehr möglich. Es brannte auf dem Langhan. Da, vor ihm, wie hinter einer Wand, schossen die Feuertarben empor, und schon kam auch das Mischengeriesel.

Mit einem Aufschrei drang Gruber in die Schwingung. Schnellende Zweige riß ihm die Haut auf, kaum schützte der Mützenkranz die Augen. Ein dünner Mist legte sich um die Kehle, er glitt aus, raffte sich auf und stürzte weiter. Durch Stangenholz, über junge Pflanzungen. Schon hörte er das Prasseln und Knattern. Noch ein paar Sprünge, und wie durch ein Gitter sah er in den Glutherd.

Endlich stand er auf dem Schlage. Ein grimmes Lachen fuhr ihm heraus:

„Die Gsel! . . . Die Gsel! . . .“

Dem Feuer entlang liefen, sprangen, hantirten einige Gestalten. Einer kam vom Bache herauf. Den einen Schaffstiefel hatte er ausgezogen, voll Wasser geschöpft, und so hinkte er nun daher. Vor dem Schlage machte er Halt und hob den Stiefel zum Schwünge. Aber während des Schlenderns sank der Körper auf den nackten Fuß, der Mann kam in's Wanken, knapp vor seinem Füssen prasselte das Wasser dahin.

Droben beim Stangenholz wüthete der Förster: „Die Kerle! . . . Die Kerle! . . . Der Sonntag! . . . Alle sind sie im Wirthshause! . . .“

Der ganze Schlag brannte. Wie ein rother Teppich gloste die Nadelbede des Bodens, lichterloh brannten die Bindenhausen, den geschälten, harzreichen Stämmen entlang tanzten zierliche Flämmchenreihen, feurige Guirlanden schlangen sich an den Bäumen empor. Es knisterte und zischte, prasselte, wie Schüsse klang es. Und das Flammenmeer duckte sich vor dem Winde, wie um auszuweichen. Im nächsten Augenblicke fuhr es in einer Lohe fauchend empor, von seiner Spitze zog eine Rauchfahne nach Nordwest. Gruber fieberte vor Ungeduld. Kamen denn die Leute immer noch nicht! . . .

Da vernahm er das Brechen der Aeste, sie kamen angestürzt. Von seinen Holzhanern waren alle da, von den Böhmen die Meisten, selbst der Holzhändler Hoffmann hatte sich dem Abjunkten angeschlossen. Er wollte sich an den Förster heranmachen, aber schon überschrie Gruber's Stimme das Flammengetöse:

„Hierher! . . . Hierher! . . . Alles, was Beine hat . . . Zwei Klaster Stangenholz — nieder! Graben — doppelte Grenzgrabenbreite . . . Fertig! . . .“

Die Aeste klangen, Spitzhauen und Schaufeln bohrten und wühlten. Die Stangen fielen, und im Schwünge kamen Erde und Steine herauf. Ein-

heimische und Fremde wetteiferten. Mancher hatte noch sein Sonntagsgewand an, er achtete nicht darauf. Von zwei Seiten zugleich schob sich der Graben vor. Aber auch die Hitze wuchs und mächtiger schwoll der Brand. Die Leute arbeiteten in Hemdsärmeln, wie Maulwürfe wühlten sie sich ein, Keiner dachte mehr daran, sein Werkzeug zu schonen. Der Förster drängte und drängte. „Nur noch eine halbe Stunde . . . Aushalten, Männer! . . . Aushalten! . . .“

Er verfolgte den Fortschritt des Feuers und das Wachsen des Grabens. Wie aus Bronze geformt erschien im Widerschein der Gluth sein Antlitz. Er war so ruhig, daß er ab und zu dem Spiele zusah, das die im Stangenholz durcheinander tanzenden Schatten der Arbeiter ausführten.

Mitternacht war vorüber, der Graben auf mehrere hundert Schritte beinahe fertig gestellt, das gefällte Stangenholz weggeräumt.

Auch von den Reichsdeutschen hatten sich mehr und mehr eingefunden, und auch sie stellten sich willig unter Gruber's Kommando. Ihr Vorarbeiter war ein baumlanger Mann mit einem kleinen blonden Schnurrbart und einer merkwürdig schnellen Sprechweise.

Während der Förster ihm seine Ansicht auseinandersetzte, löste sich droben von seinem Stapel ein brennender Sägelock und kam rollend und gleitend herab. Der Lange rettete sich durch einen Sprung. Der Förster, der im Eifer nichts gesehen hatte, zögerte. Im nächsten Augenblicke ein Aufschrei, und mit mächtigem Schwünge schob der Stamm nach rechts über den Bach hinab. Der Abjunkt hatte ihn mit einer der geschlagenen Stangen glücklich abgefangen und ihm einen unschädlichen Weg gewiesen.

Gruber hatte sich aufgegeben. Hochroth war sein Gesicht, als er an den Abjunkten herantrat und ihm die Hand reichte. Er sagte nichts, aber Plant merkte aus dem Druck der Finger, was ihm sein Vorgesetzter sagen wollte.

Auch im Hochwald wurde die Rettungsarbeit aufgenommen. Was brannte, mußte man verloren geben. Die Bäume standen in größeren Abständen, wenn man die dünne Nadelbede von dem Boden riß und eine Schneise schlug, konnte es genügen . . .

Der Morgen kam, und in seinem Grau ertrauf der sprühende Glanz des Feuers. Vom Bache zog es kühl und fenchte herauf. Das Goldhähnchen sang, aus dem Stangenholz drang das probirende Käsch-käsch der Hähner. Der Wind drehte mehr und mehr nach dem Süden. Die Gefahr war vorüber.

Die Böhmen wurden nach Hause geschickt, die Konradsreuther hielten die Feuerwache.

Während die Reichsdeutschen noch arbeiteten, ging Gruber mit dem langen Vorarbeiter nach dem ehemaligen Vorwerke.

Hinter der Kiefernschonung kam ihnen die Neureuther freiwillige Feuerwehr entgegen. Die Spritze hatten sie nicht mit, dafür schaute so Manchem der Schwips aus den Augen. Der Hauptmann nahm Aufstellung, legte die Hand salutirend an den Helm und sagte langsam, jede Silbe betonend:

„So was . . . Herr Förster! . . . Am Sonntag! . . . Gerade am Sonntag! . . .“

„Ja, am Sonntag . . . wo das Bier so gut schmeckt! . . . Na ja . . . geht nur nach dem, Männer, und schlaft Euch aus! . . .“

Die Neureuther machten ohne Kommando Recht und trabten davon; es war ein sehr beschleunigtes Tempo . . .

„Gegen zehn Uhr soll's aufgefunden sein,“ erzählte der Vorarbeiter, „wie die Frau sagt, die für uns kocht . . . In der Schener . . . Von den Kollegen war noch Niemand zu Hause . . . es hätte sicher ein Unglück gegeben . . . Das alte, mit einem neuen Strohdach aufgefrieschte Gebäude ging ordentlich in die Luft, Niemand hätte sich da retten können, wenn wir schon geschlafen hätten . . . Die brennenden Strohschrauben flogen . . . eine wird auf den Holzschlag gefallen sein . . .“

Unter dem hohen Kirschbaum vor Hause lag ein Eichelhäher, den man den Hals umgedreht hatte; er war schon steif und kalt.

„Und der Adl-Adl?“ fragte plötzlich der Förster, „Sie meinen das alte, sonderbare Männchen, Herr Förster? . . . Der hat sich seit dem ersten Tage, wo wir hier kampirten, nicht mit uns vertragen. Er schimpfte, wo er einen der Kollegen sah, sagte, wir belauerten ihn, störten ihn in seinem Geschäft; jetzt könne er garnichts mehr verdienen und müsse verhungern . . . Die Frau klagte sehr über ihn . . . er spielte ihr einen Pöffen nach dem anderen . . . Wir hatten schon daran gedacht, eine eigene Parade aufzuschlagen . . .“

Der Förster nickte. So war er, der alte, verbissene Dachs . . .

Von der Schener erzählte ein verglimmender, schwarzer Trümmerhaufen.

„Die Frau ist wohl nicht hier?“

„Die ist nach Neureuth gelaufen; sie könne das Prasseln und Schrauben des Feuers nicht vertragen, hat sie gesagt.“

Sie traten in's Haus. Und da die Leiter herabgelassen war, stiegen sie hinauf.

Vor dem einen Stirnfenster, in den Nesten des Kirschbaumes hing etwas Dunkles, steif und starr. Es war der Adl-Adl. Den Häher mochte er



vor seinem Tode umgebracht haben, um nichts zurückzulassen.  
Mit einem Wuthschrei sprang der Arbeiter an's Fenster. Die geballte Faust holte aus.  
„Du ... Hund ... Du ... ver ...“

Die Faust fiel auf halbem Wege herab: der Arbeiter hatte in das Antlitz des Toten gesehen. Ganz verblissen war es, wie mit unfähiger Wuth gefüllt, weit aufgerissen starrten die Augen.  
„Du armer, armer Mann! ... Was mußt Du erduldet haben! ...“

Der lange, starke Mann weinte wie ein Kind. Und immer wieder sah er an seiner Hand hinunter und schüttelte sie, als wolle er den Frevler abweisen, den er bei einem Haare begangen hätte ...

Sie schnitten den Toten ab, legten die Leiche auf den Fußboden und bedeckten das Antlitz mit einem Taschentuche.

Gruber nahm seinen Heimweg auf der unteren Grenze. Der Tod des Alten hatte ihn erschüttert. Das war ein anderes Sterben gewesen, als das des Holzhauers Frank! ... Wie eine Vogelscheuche war er unter den sich röhrenden Kirichen gehangen ... Im graue ...

... Ein Lump war er ja! ... Er nahm, was er erwischen konnte ... Mußte er aber immer so gewesen sein? ... Er hatte ihn manchmal angefahren, ihn gehänselt. Es war ja nicht so böse gemeint ... aber ... vielleicht hatte es der arme Teufel doch anders empfunden? ... Am Ende trug er, der Förster, einen Theil der Schuld, daß der Mann so geworden, auf eine so erbärmliche Weise geendet? ... Ach was! ... Die Vene hatte ihm ja immer Gfien geschickt! ... Und seine Gemeinde war doch verpflichtet, ihm den notwendigen Unterhalt zu reichen, wenn er nicht mehr konnte! ... Verpflichtet? ... Ja! ... Aber, war es auch geschuldet? ... Hatte man es ihm nie empfinden lassen, daß er von ihrer „Gnade“ lebe? ... Verhät, gemeint hatte ihn ein Jeder! ... Er mußte sich ja wie ein gehegter Dachs vornehmen! ... Die Verhältnisse! ... Wer sie konnte, und die

**Sicheres Glück**

Der Förster stand vor einer Waldwiese. Ein Theil davon war mit Giften besetzt. Die dünnen Stämmchen boten einen trostlosen Ausblick.

„Guch hat man auch nicht gefragt ...“  
„Ja,“ sagte hinter Gruber die tiefe, ruhige Stimme des Holzhauers Frank, „sie stammen aus Hagenrichter's Zeiten. Jetzt haben ihnen die ringsum aufstehenden Föhrenbüsche und Föhrenstangen Licht und Luft abgefangen, die Ringelstiche ist unter ihnen ... man sieht ja kaum ein Blättchen, jetzt im Juni! ... Und der Boden hat auch nie viel getaugt ...“

„Stimmt! ... Stimmt!“ nickte der Förster.  
„Ja, aber Ihr Vorgänger hat es ja nicht anders haben wollen ... Der Vater hat es gleich gesagt ... aber der Förster Hagenrichter hat lieber den eigenen Schaden mit in den Kauf genommen: er wollte Giften in seinem Revier haben um jeden Preis. Und der Graswuchs der Wiese ist seit jener dem Förster zugewachsen ...“

„Ging'schrieben ... eingeschrieben und angeordnet wird er mir mit zehn Gulden! Stimmt auf jeden Fall und auf ein Paar, aber auch eine Hand voll Den habe ich von dem Unglücksplag nie hereinbekommen. Daß die Küch' manchmal darüber gehen ... Was müßt' denn darauf? Ein paar Fingerringe Johann'schmuck, Amethysten, Goldkettchen, in jüngerer Zeit Moos, recht viel Moos ...“  
„Das konnte man anders machen ...“  
Gruber hielt die Hand hin.  
„Necht! ...“

Der Holzhauer bewegte langsam den Kopf. Mit einem Augenblick, das jähem brüchig zu dem ersten Gesicht fand, wie er mochte:  
„Dank ich, Herr Förster! ... Ich will nicht auf einmal ... reich werden ...“

Die beiden Männer schüttelten sich einander her. Hans Frank hatte schon einige Mal zu einer Rede sich entschlossen, war aber stets im letzten Augenblick zurück geschritten. Als er wieder den Mund öffnete

und den Förster ansah, sagte dieser: „Ihr wollt was fragen? ... Heraus damit!“  
„Ja ... wenn der Herr Förster es nicht übel aufnehmen wollen ...“

„Necht! ... Ich? ... Na ja, ich weiß ... Wegen der dummen Holzschlaggeschichte! seht Ihr nicht gut auf mich zu sprechen ...“

„Herr Förster ... der Donnerkeil soll mich erschlagen, wenn ...“  
„Necht nicht! ... Ich seh's Euch an, daß Ihr alle über mich schimpft, wenn Ihr untereinander seid ... Daß Ihr jetzt nicht viel verdient, weiß ich. Aber ich kann das nicht ändern ... Ich doch nicht!“

„Herr Förster, wir könnten was verdienen! ...“  
„Was? ... Wie? ... Was? ... Da bin ich doch neugierig! ...“

„Ich hab' vorhin mit dem Vorarbeiter, dem Ehrentraut, gesprochen ... Er ist sehr im Zweifel, ob seine Gesellschaft den Holzschlag weiter betreiben wird ... Die Hälfte ist hin; was nicht ganz und gar verbraunt ist, oder noch verbrennt, können die draußen nicht mehr brauchen. Höchstens noch etwas Brennholz kann übrig bleiben ... Für das, was noch steht, ist aber die Arbeiterkolonne zu groß; Einer ist dem Anderen im Wege, die Leute verdienen nichts, die Sache rentirt nicht ...“

„Na ... und?“  
„Und, meint der Ehrentraut, da sei Zweierlei möglich. Das Stück ist gekauft, der Schlag versichert ... Entweder nimmt die Gesellschaft das Geld von der Feuerkasse und zahlt der Stadt Abstand, oder die Stadt kriegt das Geld, der Kauf geht zurück, und die Stadt treibt das Holz auf eigene Kosten ab ...“

„Und wenn nun die Stadt noch schlauer ist und auf den Abmachungen stehen bleibt?“  
„Dann gehen die fremden Arbeiter trotzdem fort.“  
Der Förster warf sich herum und sah dem Holzhauer scharf in's Gesicht.

„Und da wollt Ihr für sie ... einspringen?“  
„Ja, wenn es geht? ... Das Geschickteste wäre es schon ... Der Ehrentraut meint auch so ...“  
„...“  
„Der geht Euch ja nichts an, was? ...“  
Die Frage kam hüßig.

„Herr Förster?“ Frank's Stimme klang weich, beinahe bittend. „Der kriegt schon Sein's! ... Bei dem großen Schnebruch haben wir ja auch Aushilf' gehabt ... In Laimbrud, Schöb, Amonsgrün giebt's Leute genug, die die Arbeit verstehen ... Und wir ... wir thun uns zusammen, wie die Böhmen ... Der Sübrat ...“

„Der auch! Das ist ja eine ganze Verabredung! ...“  
„Nicht so, wie der Herr Förster glauben ... Der Sübrat, der hat die Welt g'sehen! Viele Jahr' war er in Rußland, wo's nichts giebt als Sumpf, Wald und Himmel ... Nur auf die Weis', wie er's mit seinen Leuten hält, wär' noch was zu verdienen, hat er g'sagt ...“

„Aufins! ... Wo wollt Ihr denn hin?“  
„Ausg'lacht hat er uns von allem Anfang an ... Das Schneellen'schneiden verstimmen wir ja nicht ... aber den Schlag auf dem Langhan hätten wir übernehmen können, wenn wir uns zusammengethan und es der Gesellschaft hätten rechtzeitig wissen lassen ... Ja, aber damals ...“

„Dann? ... Was denn? ...“  
„Der Herr Förster hat sich immer immer angenommen ... Da haben wir geglaubt ... und dann ist Alles auf einmal so schnell gekommen ... Wenn wir gemüßt hätten, daß sich der Stadtrath gar net geben wird ... daß nichts zu machen ist ...“  
„Aber ich hab' es Euch doch gesagt! ...“  
Der Holzhauer hob die Achseln.

„Der Förster“ — seine Stimme ward noch vernehmlicher — „ein bißl' Schuld haben wir schon ...“  
„Und es ist eine altnodische, eine Schandwirthschaft hier heroben,“ brach Gruber los. „Der Hoffmann jagt's ...“

„Der Hoffmann? ...“ Frank schimpfte mit den Fingern ... „Aber ich hab' mir die Rechte der Böhmen angesehen ... auch die Deutschen haben solche ... Sie sind viel praktischer ... Der Herr

Förster, und was der Vater war, sind in der Welt rungekommen, aber wir? ... Der Herr Bernhardt meint ...“

„Der auch? ... Da ist ja die ganze Bande beisammen!“  
Im Förster schwoll die Wuth.

„Man muß es heutzutage nehmen, wie es ist ... Die Frau Försterin war geschickter als wir ...“  
„Tod und Teufel! ... Ich hatt' ihr's verboten! ...“

„Necht hat sie!“  
Gruber that einen Satz.

„Abje, Frank! ... Ich hab' noch in den Bauernhölzern zu thun! ...“ Weg war er.

Als ihn der Holzhauer nicht mehr sehen konnte, lehnte er sich an eine Kiefer. Im Kopf brauste es, er hatte das Gefühl, als wäre etwas in ihm zusammengebrochen.  
... Der Förster Gruber! ... Er tastete mit den Händen an den Leib herum ... Ja, war er es denn noch, er, der sich vermaßen hatte, als „Förster“ in der Erinnerung der Menschen zu leben? ... Im Ohre klang es ihm, was sie einst über ihn sagen würden: Förster Gruber? Ja, es hat einen gegeben, droben in Konradsreuth ... Es war ein alter verbrauchter Ding ... es war Zeit, daß er starb ... So würde es heißen ... Gewiß! ... Der Stadtrath hatte es ihm ja in's Gesicht gesagt, der Forstmeister hatte dazu geschwiegen, vom Hoffmann hatte er es hören müssen, und jetzt flüsteren es sogar die dummen Holzhauser! ...

... Die Gjel! ... Daß sie nie von Konradsreuth fortgekommen, darüber beklagten sie sich? ... Warum denn? ... Weil ihnen zu Hause der Futterack allzeit gefüllt war! ... Wenn ihnen das nicht taugte, so sollten sie doch gehen! ... hinaus ... zu den Bauern ... als Tagelöhner ... als Bahnarbeiter ... da würden sie das Homiglecken schon kennen lernen ... Er brauchte sie nicht, und der Wald auch nicht ...

Dem Förster wurde es mit einem Male siedendheiß. ... So ... so was hatte ja der Stadtrath auch gesagt! ... Und er hatte sich dagegen gestemmt. ... Und jetzt! ... Pfui Teufel! War er denn schon ganz verrückt? ... Was war denn geschahen, daß es soweit mit ihm gekommen? ...

... Geärgert hatten sie ihn, die ganze Bande, in den letzten Wochen ... Dreinschlagen hätte er können! ... Aber die Holzhauser? ... Mit denen er so lange gelebt ... und nie war etwas zwischen ihnen gewesen ... Und jetzt hatte er auch die gegen sich! ... Gruber schüttelte sich.

... Unjim! ... Gefragt hatten sie ihn um seine Meinung, wie es sich gehört ... Nichts weiter ... Und das hatte ihn so aufbringen können? ...

„Ich Gjel! ...“  
... Wenn man sich die Sache genau überlegte ... Das mit dem Langhan ... Dummt war der Frank nicht ... Wie war denn er nicht auf so was gekommen ... gleich zu Anfang? ... Mitgemacht hatte er es ja nie, so lange er Förster war ... aber dieser Holzhauser, wie kam denn der ... Wenn er sich die Sache doch auch von der anderen Seite angesehen hätte? ...

... Der Wald trug die Schuld! ...  
„Dieser gottverd ...“  
Der Förster reckte sich und schritt aus. Nach allen Seiten blickte er sich um.

... Jetzt war's schon der helle Wahnsinn! ... Den Wald wollte er schmäheln, den Wald? ... Da ... als er herkam, waren da dreijährige Pflanzungen verpökt worden ... Und wie stand die Kiefernschonung in Saft und Kraft! Lang und wie aus grauer Seide die Nadelbüschel, glatt die Rinde, und die Zweige geschwellt ... Hineinbeissen könnte man ... Und das Stangenholz dort ... nur Bauernwald ... was war aus ihm geworden in den fünf und zwanzig Jahren?!

„Mein Wald! ...“  
Keine Mutter, die die Schaar ihrer aufblühenden Kinder überblickt, war je stolzer, Keiner war je freudiger zu Muth, als der Förster, da er langsam unter den hohen Bäumen dahin schritt. Er freute sich an dem warmen Sonnenlicht, das zwischen



den Stämmen in breiten Bändern, in feinen Fäden durch die Kronen kam. Die Heibelbeere begann sich zu färben. Sachte bog er mit dem Fuße eine Staube zurück: Grüne, rothe und schon schwärzliche Beeren an einem Stengel. Im glänzenden Preiselbeertraut hingen noch die weißen Glöckchen; eine ganze Weile sah er den Ameisen zu, die hier am Rande des Waldes eine Burg neben der anderen aufgeführt hatten und eilig ihrer Wege liefen. Selbst der Fliegenpilz, den er sonst immer mit seinem Stocke zertrümmert, erschien ihm heute schön in seiner rothen Gabe mit den weißen Tupfen.

Als Gruber um den Hollunderstrauch bog, stürzte ihm seine Frau entgegen. Sie warf die Arme um seinen Hals.

„Georg! . . . Wie hatte ich um Dich gezittert! Der Bernhard! . . .“

Der Förster schüttelte sie ab.

„Der Bernhard! . . . Er muß bald kommen! . . .“

„Eine war im ersten Augenblick wie vor dem Kopf geschlagen. So eiskalt, ganz und gar gefühllos hatte die Stimme ihres Mannes nie geklungen.“

„Aufschreckend eilte sie ihm in die Stube nach.“

Gruber hatte schon die Stiefel ausgezogen und stand am Ofen, um sich trockene Strümpfe zu nehmen. Sie wollte ihm beim Anziehen behilflich sein. Er wehrte ab.

„Aber, Gruber, was ist Dir denn?“

Er zog und zerrte an dem Strümpf, pustete, stieß den Fuß auf den Boden, weil ihm die ungewohnte Arbeit nicht gelingen wollte.

„Mir? . . . mir? . . . Gar nichts ist mir! . . .“

„Endlich war er fertig. Mit hochrothem Kopse trat er vor seine Frau hin.“

„So! . . . Und nun werd' ich mit Dir ein Wörtchen reden! . . . Die Geschichte mit dem Haudeln, Krämmern, Schächern und Kreuzerschinden hört auf! . . . Hörst Du? . . . Sofort, wie die Leute aus dem Haus sind! . . .“

Die Frau war bei den ersten Worten auf die Bank gesunken und hatte die Schürze vor die nassen Augen gezogen.

„Du warst . . . doch selbst . . . einverstanden! . . .“

„Den Teufel war ich einverstanden! . . .“

„Und hast gesagt . . .“

„Nichts hab' ich gesagt! . . . Geduldet hab' ich's, weil ich ein alter, guter, dummer Esel war!“

„. . . Hast Dich so über die Schachtel Silbergulden gefreut, die beim Heißigverkauf übrig geblieben . . .“

„Weil Du mich hineingehegt hast . . . mit Deinem Gerebel! . . . Aber jetzt ist's aus! . . . Ich will wieder ruhig schlafen können, wenn ich meinen Dienst gethan! . . .“

„Gruber! . . . Es hat Dir doch noch Niemand etwas in den Weg gelegt!“

„Was? . . . Und der Hoffmann? . . . Der hat wohl noch nie sich ausgelassen? . . . Na, mit dem werd' ich noch fertig! Den Kerl schmeiß ich hinaus, wenn er noch einmal den Mund aufthut . . . und mag er schreien, wie ein Zahnbrecher . . . Aber die Holzhauser! . . . Meine Holzhauser! . . . Weißt Du, was sie sagen? . . . Auf Dich berufen sie sich! . . . Ja wohl! . . . auf Dich! . . . Auch sie wollen etwas verdienen . . . so hinten herum . . . Und weil Du das Schächern so gut verstehst . . .“

„Gruber, Du beleidigst mich! . . .“

Der Förster lachte ein mißthönendes Lachen. Sein Gesicht verzog sich.

„Noch schöner! . . . Eine, die Schächernachheit, will noch empfindlich thun?! . . . Wärst D' doch brünten geblieben! . . .“

„Eine war aufgesprungen. Sie hatte die Schürze fallen lassen, Aug' im Auge stand sie ihrem Manne gegenüber.“

„Du beschimpfst Deine Frau! . . .“

Ein Achselzucken ward ihr als Antwort. Da kam ihr der Bohn.

„Bin ich bei Dir betteln gewesen? . . . Zweimal hast Du mir hinunter sagen lassen, ich soll herauf kommen und Dir das Hauswesen führen . . . Glaubst Du denn, ich bin nur so geflogen? . . . Wenn meine Schwester nicht gewesen wäre . . . Und wie war

denn das Hauswesen? . . . Aufschneider . . . Mant-

macher seid Ihr . . . Alle da heroben! . . .“

„Bauernseel! . . .“

Die Augen der Frau funkelten.

„Aber eine ehrlche! . . .“ (Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Sonnenfürsten.

Von Konrad Koester.

(Fortsetzung.)

Wald war die „Frau Landhofmeisterin Excellenz“ allmächtig. Sie bewog den Herzog zur Errichtung eines geheimen Staatskabinetts, aus dem sie selber mit ihrer Sippe und ihrem sonstigen Anhang die gesammte Regierung, vor Allen aber die Geldgeschäfte, erledigte und die offenen Stellen an die Meistbietenden verhandelte; wer sich ihr nicht beugte, wurde von der herrschsüchtigen Person mit Anklagen verfolgt. Sie verlangte sogar in das Kirchengelbe mit eingeschlossen zu werden, worauf ihr der Prälat Osiander mit anerkennenswerthem Muth sagte, das geschehe ja schon durch die Worte des Vaterunsers: „Erlöse uns von dem Uebel.“ Nachdem die Grävenitz zwanzig Jahre lang Württemberg in Grund und Boden regiert hatte, wurde der Herzog ihrer, die abscheulich häßlich und äußerst mißrathig geworden war, schließlich überdrüssig und jagte sie zum Tempel hinaus. Bald nachdem sie, mit ihrem Raub beladen, abgezogen war, starb der Herzog. Sein Vetter und Nachfolger Karl Alexander (1733—1737) verstand die Regierungskunst noch besser. Da er lange in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden hatte, betheiligte er sich alsbald mit 12 000 Mann an dem neuen Kriege gegen Frankreich und belagerte auch nach dem Friedensschluß das stehende Heer in größerer Stärke als je zuvor. Die daraus dem Lande entstehende Belastung aber war noch das Wenigste. Karl Alexander war ein Verschwender ersten Ranges, und wenn es auch unter ihm keine herrschsüchtigen

Maitressen gab, so war er doch ein Don Juan, wie er im Buche steht. Das aber erforderte größere Summen, als auf dem Wege der laufenden und geleglichen Einnahmen aufzubringen waren, selbst wenn man alle notwendigen Ausgaben zu Gunsten des herzoglichen Vergnügens noch sehr einschränkte. Aber Karl Alexander hatte einen finanziellen Taufendkünstler zur Seite, der um Mittel zur Beschaffung von Geld nie verlegen war. Der Heidelberger Jude Süß Oppenheimer, vom Volke Jud' Süß genannt und unter diesem Namen von Hauff zum Helden einer historischen Novelle gemacht, leitete unter dem Titel eines geheimen Finanzraths thatsächlich die Regierung und setzte alle Hebel der Erpressung ein, um dem Herzog die nöthigen Gelder zu verschaffen, natürlich nicht aus purer Nächstenliebe, sondern unter ausgiebiger Wahrnehmung seiner eigenen Interessen. Kirchen- und Staatsämter wurden wieder den Meistbietenden zugeschlagen, minderwerthige Münzen in Umlauf gebracht, Monopole verkauft, die Steuerlasten immer schärfer angezogen. Die württembergischen Stände, die nicht so schattenshaft waren, als die sächsischen, und manchmal wirklich Nützliches leisteten, setzten sich zur Wehr; aber Oppenheimer's Wahlpruch war: „Weg mit Freiheiten, Rechten und Ständen, der Herzog ist Herr, und Alles, was die Unterthanen haben, gehört dem Herzog.“ Aber die Opposition gegen das bestehende Regiment wurde stärker, zumal als der in jungen Jahren zum Katholizismus übergetretene Herzog anfang, sich für das Seelenheil seiner Unterthanen zu interessieren, und eine Verschönerung organisierte wurde, um das Land zum Katholizismus zurückzuführen. Eine Gegenverschönerung, die den Sturz Oppenheimer's zum Ziel hatte, war in der Nacht, als Karl Alexander am 12. März 1737 nach einem schweizerischen Gastmahl in Ludwigsburg plötzlich verstarb. Nun ging es dem Juden Süß unter der wegen der Minderjährigkeit des Thronfolgers notwendigen vorübergehenden Regierung an Hals und Krage. Das ganze Verfahren war ein Hohn auf alle Gerechtigkeit; denn, wenn Süß der schwersten Strafen durch-

aus würdig war, so hatte er zahlreiche vornehme Komplizen, und die gingen Alle straffrei aus. Nach einem Prozeß, der von Willkürlichkeiten wimmelte, und nachdem es gelungen war, einen Theil der von Süß Oppenheimer für seine eigene Tasche gestohlenen Gelder wieder einzubringen, wurde der einst so mächtige Mann am 4. Februar 1738 an einem riesigen Galgen in einem eisernen Käfig aufgehängt, wie es im Dekret des Administrators hieß: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermännlich aber zum abschrecklichen Exempel.“ Daß damit aber nach dem Volksempfinden der Gerechtigkeit nicht Genüge geschehen war, erhellt aus einer Verordnung des Administrators: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachreden und ungleichen Urtheile über den hochseligen Herrn, bei Strafe und Abndung, vermeiden und denselben im schuldigt-respektvollsten Andenken halten sollen,“ was in der That eine kräftige Zumuthung war. Im Uebrigen bekam Württemberg nun ein paar Jahre zum Verschmaufen, bis nach eingetretener Großjährigkeit Karl Eugen 1744 die selbstständige Regierung übernahm und eine Wirthschaft begann, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Der siebzehnjährige Fürst hatte die letzten Jahre bei Friedrich dem Großen zugebracht, um bei ihm die Regierungsgeschäfte zu erlernen. Als er in sein Land abging, widmete ihm Friedrich einen „Fürstenspiegel“, worin es hieß: „Glauben Sie nicht, daß das Land Württemberg um Ihre Willen geschaffen sei, sondern daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen. Segen Sie daher stets sein Wohlergehen höher, als Ihre Vergnügungen.“ Aber Karl Eugen sah in diesen Rathschlägen graue Theorie und begann bald die Vorsehung in einer Weise zu vertreten, daß seinem Volk ob dieser Begünstigung Hören und Sehen verging, und der Herzog sich solche ehrenden Beinamen, wie der „würtembergische Herodes“ und die „Zuchtrute seines Volks“ verdiente. Er hatte zwar „im Worte der Wahrheit, bei fürstlichen Würden, Ehren und Treuen“ versprochen, die Rechte der Stände zu achten. Dieser Schwur hinderte ihn aber nicht im Mindesten, die seiner Mißwirthschaft entgegengesetzte Landesvertretung in der brutalsten Weise zu vergewaltigen und den wackeren Führer dieser Opposition, Johann Jakob Moser, fünf Jahre auf dem Hohenstaufen einzuferkern, von wo er erst durch das Einschreiten des Reichs befreit wurde. Mit struppelosen Rathgebern, wie Kieger und Montmartin, versehen, handelte er nach der Maxime, die er einer die Noth des Vaterlandes schließenden Deputation gegenüber aussprach: „Ach was Vaterland! Ich bin das Vaterland!“ was dem Ludwig's XIV. Grundsatz: „Der Staat, das bin ich!“ so ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen. Bühlerinnen, Hoffeste, Opern, Jagden, Bauten (die Schlösser in Ludwigsburg, Solitude, Hohenheim usw.), Kriege — es ist immer dieselbe Skizze — verschlangen riesige Summen, die durch fürchterlichen Steuerdruck, durch Aemterverkauf, durch alle möglichen Finanzkünste und nicht zuletzt auch durch das schändliche Verbrechen des Soldatenhandels beigebracht wurden. Er verkaufte einige achttausend seiner Landeskinder an die Holländer zur Verwendung am Kap der guten Hoffnung. Er versprach dann wohl in dem sogenannten „Erbvergleich“ von 1770 Abstellung der ärgsten Verschwerden, wogegen die Landstände — und das ist der Witz von der ganzen Komödie — die Schulden des Herzogs übernahmen; und an seinem 50. Geburtstag (1778) bekannte er öffentlich seine Schuld und verschwor sich, künftig besser zu regieren. Aber wie wenig ernst das gemeint war, das erliest man am besten aus Karl's tyrantischem Verfahren mit den ersten schriftstellerischen Vertretern der bürgerlichen Freiheitsidee auf württembergischem Boden, mit Daniel Schubart und mit Friedrich Schiller. Schubart hatte den Soldatenhandel Karl's in seinem berühmten „Kapitäl“ (Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!) gegeißelt und gab seit 1774 in Augsburg, nachdem er von dort vertrieben worden war, in Ulm die zweimal wöchentlich erscheinende „Deutsche Chronik“ heraus, in der er mit berber, volkstümlicher Sprache gegen Absolutismus und Kirchenthum ankämpfte. Daß er die gekrönten Häupter „auf's



freventlichste angeklagt" habe, wird von Karl selber in seinem bezüglichen Erlaß vom 18. Januar 1777 als Hauptgrund zu seiner Verhaftung angegeben. Diese war nicht so leicht zu bewerkstelligen, da Schubart garnicht in Württemberg weilte, und man half sich also mit einem Vubenstück niedrigster Art. Der Klosteroberamtmann Scholl in Blaubeuren erhielt den Auftrag, Schubart in Form einer freundlichen Einladung über die Grenze zu locken. Schubart folgte der Einladung arglos, wurde alsbald in Blaubeuren, am 23. Januar, verhaftet und ohne Weiteres auf dem Hohenasperg in einen dumpfigen Kerker eingethürmt; der Herzog ließ sich die Augenweide nicht entgehen, selber der Entfesselung seines Schlachtopfers beizuwohnen, als das Schubart nun zehn Jahre lang ohne auch nur den Schatten eines richterlichen Verfahrens gefangen gehalten wurde. Schiller wäre es wahrscheinlich genau so gegangen, wenn er nicht den württembergischen Staat rechtzeitig von seinen Schuhen geschüttelt hätte. Unter den Einbrüchen seiner Jugend und unter seinen persönlichen Erfahrungen als Inasse der Karlschule, jener von byzantinischen Historikern mit großem Unrecht als verdienstlich gepriesenen Gründung Karl's, einer seines Despotismus würdigen, mechanischen Drillanstalt der Geister, hatte sich in Schiller's empfänglichem Herzen ein glühender, allerdings etwas vager Enthusiasmus für die Freiheit und ein entsprechender Haß der Tyrannei entwickelt, der in seinem Erfindungs-drama, den "Räubern", zu kraftvollem, dichteriſchem Ausdruck gelangte. Die beiden Motos des Stücks, „In tyrannos!“ („Gegen die Tyrannen“) und der Satz aus dem Hippokrates: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer“, hätten Karl Eugen wohl finkig machen können, und sein Horn konnte wohl rege werden wegen solcher Stellen, wie die folgende: „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schmüren in Geſetze. Das Geſetz hat zum Schneefengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brüet Könige und

das ganze Staatsgebäude, das ihm und seines Gleichen Modell gewesen war, hinwegſetzte, wie die Dnehsen sich erschrecken, seine eigenen linksrheinischen Gebiete zu revolutionären, und da mag ihn vor seinem Ende doch wohl der Gedanke beschließen haben, daß die Tage der alten Herrlichkeit gezählt seien.

Die Zeiten August's des Starken von Sachsen und Karl's von Württemberg boten bereits Beispiele des schmachvollen Soldatenhandels, bei dem man gewöhnlich an die im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege gegen die Freiheitskämpfer zur Verwendung gelangten sogenannten „Deſſen“ zu denken pflegt. Aber wie die mitgetheilten Fälle beweisen, war diese Sorte von Handelsgeſchäften bei den deutſchen Sonnenfürſten auch früher schon nichts Ungewöhnliches. Genannt ſieher noch z. B. König Friedrich I. von Preußen, der ein Händler im Großen war, und Kurfürst Ernst August von Hannover (gest. 1698), der der Republik Venedig zum Kampf gegen die Türken in Morea 6700 Hannoveraner verkaufte, wovon nur 1400 die Heimath wiedergesehen haben. Dieser Handel gehörte eben bei vielen der deutſchen Zwergfürſten zum Regierungsprogramm, als unerläßliches Mittel, ihnen einen ſtaubesgemäßen Hofhalt zu ermöglichen. Solcher „Subſidien“ ſind viele hundert Millionen Thaler von deutſchen Fürſten eingeheimſt worden. Die Vorgänge zur Zeit des nordamerikanischen Krieges ſpringen nur deshalb beſonders in die Augen, weil damals England in ſeiner Verlegenheit um genügende Truppenmengen gleichzeitig mit einer ganzen Anzahl deutſcher Landesväter um Menſchenfleisch ſchacherte. Zu Anfang des Jahres 1776 überließ der Herzog Ferdinand von Braunschweig dem König von Großbritannien 4300 Mann zur beliebigen Verwendung in Europa oder Amerika. Außer der Unterhaltung der Truppen bezahlte England dem Herzog ſofort 120 000 Bancothaler unter dem Namen von Rekrutierungsgebern. Sodann eine jährliche Subſidie von 64 500 Reichsthalern, ſo lange die Truppen im Dienſte Englands ſtehen würden. Am Ende des Krieges, nach der Rückkehr der Truppen in die Staaten des Herzogs, ſollte

vorlaute Durſch' vor die Front heraus und fragten den Oberſten, wie theuer der Fürst das Soch Menschen verkaufe? — Aber unſer gnädigſter Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Maultaſſen niederſchießen. Wir hörten die Büchſen knallen, ſahen ihr Gehirn auf das Pflaſter ſpritzen, und die ganze Arme ſchrie: Zuchel nach Amerika! — Und etwas weiter: „Noch am Stadthor drehen ſie ſich um und ſchrien: Gott mit Euch, Weib und Kinder! — Es leb' unſer Landesvater. — Am jüngſten Gericht ſind wir wieder da!“ Der Berühmteſte unter dieſen Freiwilligen iſt der Dichter Seume, der auf dem Wege nach Paris, wo er ſeine Studien fortſetzen wollte, von den Werbem des Heſſen-Kaſſeler Seelenverkäufers aufgegriffen, in die Uniform geſteckt und nach Amerika verkauft wurde. (Fortſetzung folgt.)

## Spizen.

Von Gustav Strahl.

Unter Spizen verſteht man heute ein aus biegsamen, fadenförmigen Elementen zuſammengeſetztes Kunſtprodukt, deſſen Wirkung auf dem Durchſcheitern eines darunterliegenden Stoffes beruht; ſei es, daß dieſer die roſig angeſandte Haut eines jugendlichen Körpers oder ein von der Farbe des durchbrochenen Gebildes abſtechender Stoff iſt. Mit dieſer, nur die alleräußerſte Oberfläch kennzeichnenden Erklärung des Begriffes Spitze wird man jedoch nicht viel anfangen können, wenn man einzelne Stücke aus dieſer großen Gruppe der teufel Erzeugniſſe in's Auge faßt. Obgleich faſt allen angeedeuteten Grundcharakter zeigen, ſind die Unterſchiede wiederum ſo bedeutend, daß es ſchwer fällt, alle dieſe Erzeugniſſe als zuſammen gehörig anzuerkennen. Es giebt aber auch wohl keinen zweiten Gebrauchſartikel, an deſſen Verſtellung

Erkenntnis aus. Sie verpaßten ſich in's Bandjell eines Tyrannen, hoſten der Lame ſeines Magens und laſſen ſich Kneuen von ſeinen Winden. — Ah! daß der Geiſt Hermann's noch in der Höhe glänzte! — Stelle mich vor ein Heer Karls wie ich, und aus Deutschland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenlöcher ſein ſollen.“ Jader wurde nicht der allgemeine Geiſt der „Räuber“ zum Anlaß genommen, gegen Schiller vorzugehen, ſondern eine kleine diplomatiſche Schwierigkeit des Herzogs mit den hieſigen Grundbesitzern wegen der Stelle der „Räuber“. — In einem Spitzbuben will's Grotz — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbubenſtina, und da rath' ich dir, reiſ' da in's Graubündener Land, das iſt das Alben der heutigen Ganner.“ — Dadurch ſahle ſich die Republik Graubünden in ihrer Egre gekränkt, und ſo erging an Schiller das herzogliche Gebot, „wiewohl nicht wieder Komödien noch ſouſt ſo was zu ſchreiben,“ auch hinſort keine Verbindungen mehr mit dem „Ausland“ zu unterhalten, womit Schiller's Reiſen nach Rom und Wien wegen der Aufführung ſeiner „Räuber“ gemaht waren. Schiller, der den „Jesko“ in Arbeit hatte, dachte natürlich nicht daran, dem Beſehl ſeines angeſammlen Despoten Folge zu leiſten, ſondern ſahle den Plan, ſich zur Erlangung ſeiner perſönlichen Freiheit dancend in's „Ausland“ zu begeben, zumal es ihm nicht eben viel Ueberwindung koſten konnte, auf ſeinen mit dem fürſtlichen Gehalt von 18 Gulden monatlich bezahlten Poſten als Medicus beim Regiment General Augé zu verzichten. Als er dann wegen einer neuen, heimlich und ohne Urlaub unterzeichneten Reiſe nach Rom am 14. Tage Arreſt hatte abſitzen müſſen, geſchick ſein Entſchluß zu Reiſe, und er erlöſte am 17. September 1782 aus Württemberg, wo ihm ſouſt aller Wahrschicklichkeit noch noch angenehme Erlebnisse vorbehalten geweſen wären. Karl Eugen, deſſen mächtliche Furchung Schiller ſo wenig zu würdigen wußte, hat dann ſein Land noch bis in den Oktober 1793 nach ſeiner Manier beherrſcht; auf ſeine alten Jahre hat er noch mit anſehen müſſen, wie die Revolution in Frankreich

der Sold noch zwei Jahre lang mit je 129 000 Thalern weiterbezahlt werden. Für jeden Mann erhielt der Herzog ſerner ein jährliches Werbegelb von 30 Thalern, für jeden Getödteten 40 Thaler Entſchädigung und ebenſo viel für je 3 Verwundete. Durch Nachſchübe während des Krieges ſtieg die Geſamtzahl der verkauften Braunschweiger auf 5723, von denen nur 2708 im Herſt 1783 zurückkehrten. Indeß hatten die Fehlenden nicht alle den Tod gefunden, ſondern der fürſtliche Herr hatte Beſehl gegeben, Krüppel und Verwundete in Amerika zurück zu laſſen, um den Inwaldenſold zu ſparen. Der Reingewinn des Herzogs betrug über fünf Millionen Thaler. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel ſtellte 12 000 Mann für Nordamerika gegen 360 000 Reichsthaler Rekrutierungsgebern und 450 000 Thaler jährliche Subſidien. Sein Sohn, der Erbprinz, ahmte das väterliche Beiſpiel in ſeiner Graſſchaft Hanau getrennt nach, aus der er unter deſſelben Bedingungen und verhältnismäßigen Vortheilen 868 Mann, ſpäter noch 150 Artilleriſten mit 24 Geſchützen an England abgab. Der Markgraf von Ansbach bezog für 1241 Mann 34 000 Pfund 2 Schilling 11 Pence und der Fürst von Waldeck für ein 500 Mann ſtarkes Bataillon 17 370 Pfund 8 Schilling 2 Pence. Die verkauften Truppen beliefen ſich inſgeſammt auf ungeſähr 20 000 Mann, wozu noch fünf Bataillone aus dem mit England in Perſonalunion ſtehenden Kurfürſtentum Hannover kamen. Es giebt Hiſtoriker, die ſich nicht geſcheut haben, eine Verſchönerung dieſes verruchten Menſchenhandels zu verſuchen, indem ſie ihren Leſern weiß machen wollen, es habe ſich größtentheils um angeworbene Freiwillige gehandelt. In Wirklichkeit war die große Mehrzahl mit Gewalt zum Dienſt gepreßt und ließ ſich ſo freiwillig nach Amerika verſchicken, daß es zu einigen Revolten beim Abmarſch kam; wie es darüber in Schiller's Drama: „Kabale und Liebe“, welches das Treiben an den Höfen der deutſchen Sonnenfürſten meiſterhaft ſchildert, heißt: „Lauter Freiwillige! Es traten wohl ſo etliche

ſo viele, ſouſt ſcharf honeinander getrennte Gebiete der Technik beſtelligt ſind. Man unterſcheidet vom techniſchen Standpunkte aus: geknotete, geknähte, geknähte, tambourirte, geklöppelte, gewirkte und gewebte Spizen. Um zu begreifen, wie ſich dieſe alle auf den Namen „Spitze“ einigen konnten, muß man zurückgehen auf die Entſtehung des Wortes, welche gleichſam die Geſchichte der Spitze iſt. Wer zuerſt Spizenarbeit hergeſtellt, wer ſich zuerſt in Spizenſchmuck geſchickt hat, das ſind Fragen, die bis heute noch unbeantwortet ſind. Die Anfertigung echter Spizen wird vielfach auf die älteſten Zeiten zurück verfolgt; von einer eigentlichen Induſtrie als einer wichtigen Erwerbsquelle großer Theile der Bevölkerung kann man aber wohl erſt ſeit dem 17. Jahrhundert ſprechen, wo dieſe Induſtrie durch Colbert in Frankreich zu hoher Blüthe gebracht wurde. Der Entwicklung der Spizeninduſtrie kam die Neigung zu luxuriöſer Kleidung im 17. und 18. Jahrhundert weſentlich zu Gute. Die Induſtrie erreichte als Kloſter- und Hausinduſtrie in Frankreich, Belgien, Italien, den Niederlanden, Deutschland und England eine hohe Blüthe und brachte ganz eigenartige Formen in Zeichnung und Anſchließung hervor, die auch jetzt noch als muſtergültig angeſehen werden. Ueber Spizen in der alten Zeit berichtet ſchon Homer, indem er ſchreibt, daß die Egyptianer es liebten, ſich in Schleier und goldenes Netzwerk zu hüllen. Aus dieſem Bericht in Verbindung mit der Thatſache, daß die Frauen von Sidon ſchon vor dem trojanischen Kriege als geſchickte Stickerinnen galten, läßt ſich ſchließen, daß es Spizenarbeit im modernen Sinne geweſen iſt, was die Frauen der antiken Zeit trugen und ſchufen. Nachdem das Römerreich ſein Ende gefunden und in der allgemeinen Verwilderung unter der Herrſchaft von Barbarenvölkern, denen Thierſelle als Gewand genügte, manch andere Blüthe der Kultur verſank, konnte auch die Spizenarbeit, die Blüthe der teufel Kunſt oder die „Glorie der Toilette“, wie Semper ſagt, ſich nicht oben halten. Erſt als nach Jahrhunderten wieder ruhigere Zeiten andrangen,





**Niederländisches Bauerngehöft.**

Nach einem Gemälde von Gilbert v. Canal.



welche neben der Befriedigung der täglichen Bedürfnisse noch Mühe zur Pflege des Schönheitsstümes übrig ließen, fing man wieder allmählig an, die Gewänder durch Nadelarbeit zu schmücken, und man nannte die Arbeit Stickeret, wenn der Grundstoff intakt blieb, Spitzenarbeit, wenn durch Ausziehen von Webefäden Lücken in dem Grundstoff entstanden, die man durch Nadelarbeit begrenzte, durch allerhand Stiche stellenweis wieder ausfüllte, oder wenn man die zerfallenen Enden des Gewebes in zierlicher Knüpfarbeit miteinander verband. Diese beiden Arbeitsarten sind die ältesten Gruppen von Spitzenarbeit; und weil man auf diese Weise den äußeren Rand der Gewebe ausgezackt oder ausgezogen hatte, entstand das Wort „Zähnen“ oder dentelles, punto, pointe, point, Spitze oder Kannte, und dieses Wort blieb auch dann in allen Sprachen in Gebrauch, als man es längst gelernt hatte, ganze Flächen eines Kleidungsstückes aus purer Spitzenarbeit herzustellen. (Emilie Bach.)

Als weiteren Beweis für das Alter der Spitzen führt die zitierte Quelle eine unter den Trümmern des verschütteten Herentraum, über denen heute Portici steht, aufgefundenen Marmorstatue einer Diana an, deren Gewandsaum ein spitzenartiges Muster schmückt. Solch keine Beigaben zu plastischen Werken, sagt die Verfasserin, erfindet der Künstler nie willkürlich, sondern kopirt die Gewandung seiner Gestalten stets nach der eben herrschenden oder früherer Zeit entsprechenden, niemals aber nach einer später herrschenden Tracht und Art. Wie könnte ein Bildhauer auch eine neuartige Nadelarbeit erfinden, die er nie zuvor gesehen?

Bei der früher herrschenden geistigen Abhängigkeit des ganzen Volkes von der Kirche, welche fast alle Wissenschaft hinter Klostermauern begrub und wo infolgedessen eine sich mit dem Erwerbleben des Volkes beschäftigende Wissenschaft unbekannt war, vielmehr eine auf dem widerspruchsfreien Glauben sich gründende Gelahrtheit dominierte, ist es kein Wunder, daß schriftliche Anweisungen industrieller Natur überhaupt nicht vorhanden sind. Es kann deshalb die Kunst in der Vergangenheit

**Sicheres Glück**

gewonnene Kunst- und Alterthumsforschung sich fast nur auf Hypothesen stützen. Daher kommt es denn auch, daß die Spitzenmonographien unter sich in der Darstellung voneinander so sehr abweichen, soweit die Autoren nicht Einer von dem Anderen gläubig abgeschrieben haben; darin sind jedoch Alle einig, daß das mittlere und nördliche Europa die Kenntnis der Spitzenkunst von Italien empfing, wo namentlich in Venedig schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Nadelspitzen angefertigt wurden. Es ist selbstverständlich, daß die Herstellung der Spitzen nicht eine unmittelbare anfangende Erfindung ist, sondern daß dieselbe im Laufe der Zeit aus bekanntesten Beschäftigungen heraus entstanden ist, und, es wurde schon angedeutet, daß Sticken und Flechten Vorläufer dieser Kunst gewesen sind. Schon die alten Ägypter hatten eine Art kunstvolles Netz, das nur aus Verschlingungen eines mit der Nadel verarbeiteten Fadens bestand. Es war also in dieser Beziehung einer Ähnlichkeit gleich, was dieser jedoch wieder dadurch verschied, daß es nicht wie dieses beim Sticken von Fasern sich wieder ansprechen ließ, sondern sich vielmehr jetzt zusammenzog. Schon bedeutend näher der Spitze steht das gewebte Netzwerk, welches sich lange vor und auch noch während der Spitze überall behauptete, was man sogar jetzt noch in der Vorstadt der Nadelspitze gewahren ist. Wenn dieses „Netz“ entstanden ist, dürfte fehlen uns alle Anhaltspunkte, denn es ist bei den ältesten Völkern fast ebenso bekannt gewesen, wie heute bei uns; war es doch eines der ersten Hilfsmittel zur Befestigung der zum Lebensunterhalt dienenden einmündigen Nahrung. Dieses Netz ursprünglich nur für die Jagd und den Fischfang verwendet, wurde nach und nach auch in fernem Reichthum hergestellt und dieses kann als höchst geeigneter Grund für Stickerien besonders; es entstanden daraus allmählig mehr und mehr von Nadelarbeiten, deren eigentlicher Charakter uns heute noch in den elegantesten Etuis und Gebirgen entgegentritt. Die Ver-

wendungs- und Ausstattungsart dieser Netze blieb jedoch in den verschiedenen Gegenden, wo das Netz und die Netzstickerei vervollkommen wurden, immer eine eigenartige, grundverschiedene. So erkennt man z. B. persische Netze sofort an dem feinen Grund, der in Seide ausgeführt ist, und an der reichen Ausarbeitung mit Gold- und Silberfäden; die italienische Netzstickerei weist viele Muster auf, die jenen der Leinwanddurchbrucharbeit ähnlich sind und außerdem eine reiche Abwechslung in der Maschengliederung des Grundnetzes, während man in Frankreich auf engem Netze steife, dicht ausgeführte Muster mit starken Fäden umranderte und diese Arbeit als „Filet de Cluny“ bezeichnete.

Das erste Vorbild für die ursprüngliche Anwendung der Spitze als Besatz ist die Franse; ihr erstes Auftreten fällt mit dem der Weberei zusammen. In dem Augenblick, als das erste Stück gewebten Stoffes vom Stuhl heruntergenommen wurde, war die Franse vorhanden als unvermeidliche Begleitererscheinung; sie war von den Kettenenden gebildet, durch welche ein Schuß nicht mehr geführt werden konnte, weil sie zur notwendigen Spannung mit dem Anfang und Ende am Querbalken des Webstuhles befestigt waren. Zweckdienlichkeit und Schönheitsinn lehrten, die losen Fäden zum größeren Halt des Stoffes einfach zu flechten (das Prinzip des Klöppelns) und zu kneten (Knüpfarbeit), die Knoten regelmäßig und für das Auge befriedigend gestalten, und brachten die Franzen im Laufe der Zeit zur Entwicklung.

Die nächste Stufe auf der Entwicklungsleiter der Spitzentechnik war die sogenannte Durchbrucharbeit. Diese ist ohne Zweifel von Griechenland, das im regen Verkehr besonders mit jenen italienischen Städten stand, welche die Spitzenarbeit zuerst entwickelten, nach Italien gelangt. Die Arbeitsweise ist jener völlig gleich, welche heute noch auf den griechischen Inseln geübt wird, und deren Erzeugnisse man als „griechische Spitze“ bezeichnet. Durchbrucharbeiten, welche die gleichen Muster haben, wie sie in allen italienischen Musterbüchern haben ringsum hatte sich ein reines Vorkommen enthalten sind, werden noch heute in großer Schönheit auf den griechischen Inseln gefertigt.

Aus der Leinwand, die den Grundstoff zur Herstellung der Arbeit bildet, werden Fäden ausgezogen und weggeschritten. Geschieht dies nur nach einer Richtung und werden in die stehengebliebenen Fäden Muster eingestopft, aber unter Hinzutritt einer Menge von Ziermotiven, so heißt die Arbeit heute der „einfache Durchbruch“ (punto tirato, point tiré, wörtlich übersezt: „gezogener Stich“). Werden Fäden nach beiden Richtungen ausgezogen und in das stehengebliebene Gitterwerk oder die entstandenen Lücken Muster eingearbeitet, so heißt die Arbeit „Doppeldurchbruch“ (punto tagliato, point coupé, wörtlich übersezt: „geschchnittener Stich, eine Benennung, die der Technik völlig entspricht). Mehrliche Arbeiten werden heute noch gemacht, indem aus Leinwand ausgezogene Netze, nachdem die Ränder durch Nadelarbeit gefestigt sind, durch Einsetzen von Stickerien ausgefüllt werden.

Bei steigendem Bedarf an Besätzen für Leinwand machte sich die Abhängigkeit von dem erst durch Anziehen von Fäden herstellbaren Grundgewebe mehr und mehr bemerkbar. Man strebte deshalb nach möglicher Vereinfachung der Arbeitsweise und kam zuletzt zur Herstellung von Besätzen ausschließlich auf einem Gitterwerk (Reticella), das auf einem Stück Pergamentpapier aufgenäht wird und an Stelle der Leinwand den Halt für die geometrischen Muster bildet.\*

Als dieses kurz stigmatisierte Grundelement der Spitzentechnik haben sich, seit die Anfertigung der Spitzen als weitere Volkbeschäftigung zu gelten herabgelassen ist, eine ganze Reihe von Qualitäten herausgebildet, über deren Entstehungszeit und -Ort, soweit es sich um alte echte Spitzen handelt, noch recht viele Meinungsverschiedenheiten herrschen. Die wichtigsten Quellen zur Zeitbestimmung für Form, Benennung und Technik der Spitzen finden sich in

den Gemälden und Kupferstichen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, wo die Figuren mit Spitzen geschmückt sind.

Die von Hofmalern ausgeführten Bildnisse von fürstlichen Personen der vielen kleinen Höfe haben mit außerordentlicher Genauigkeit auch das Beiwerk der Tracht, mit besonderer Vorliebe die Spitzen behandelt. Man weiß danach von Fall zu Fall bestimmt, daß die Formen und Einzelheiten derselben zur Zeit der Entstehung des Bildes, die sich meist genau feststellen läßt, schon vorhanden waren. Ueber den Ort der Entstehung der Spitzen wird man aber auch dadurch nur selten aufgeklärt. Auch die Hoffnung, aus den zur Herstellung von Spitzen verwendeten Materialien Anhaltspunkte zur Bestimmung von Zeit und Herkunft zu gewinnen, hat sich nicht erfüllt. Wo Spitzen mit einer Stickerei in Zusammenhang stehen, läßt sich durch die letztere hin und wieder Aufschluß über Zeit und Ort gewinnen, wofür man sicher ist, daß beide Theile von Anbeginn an zusammen gehörten und der Ansat der Spitze nicht erst später erfolgte.

Als eigentliches Ursprungsland der genähten Spitzen wird allgemein Italien, der geflochtenen oder geklöppelten Spitzen die Niederlande betrachtet. Die Frage, ob die Klöppelspitze oder die Nadelspitze die ältere ist, steht noch offen. Nimmt man an, daß die Klöppelkunst aus dem Knüpf- und Flechtwerk hervorgegangen ist, so kann man die Klöppelspitze als älter betrachten, als die mit feinen Nadeln hergestellten Stickschützen, die aus der griechischen Durchbrucharbeit entstanden sind. Der Uebergang von der Durchbruchstickerei zur Spitzenarbeit hat sich nicht auf einmal vollzogen; die Muster des punto tagliato bilden noch längere Zeit die Muster der Nadelspitzenarbeit, ja beide Arbeitsarten sind oft so eng miteinander verwachsen, ähneln sich bergestalt im Aussehen, daß es genauen Zusehens bedarf, um die unterscheidenden Merkmale zu entdecken.

In künstlerischer Hinsicht ist namentlich der Stil-Charakter des Modells ausschlaggebend. Nach ihm pflegt man die Spitzen einzutheilen in: Spitzen im mittelalterlichen Stil (vor und bis 1550), geometrischen (1550—1620), Renaissance- (1620—1720), Rokokostil (1720—1770), im Stil Ludwigs XVI. und der französischen Revolution (1770—1810). Die Muster aller Spitzen sind in der Regel mehr oder weniger mit dem allgemeinen Stil-Charakter der Periode übereinstimmend, in der die Spitzen gefertigt wurden. Die mittelalterlichen Muster geben die symbolischen Gruppen und Figuren, die Tiergestalten, Blatt- und Blumenarabesken der Gothik wieder; der geometrische Stil ist eine Zusammenfassung von Dreiecken, Quadraten, Kreisen und Kreisteilen; der Renaissancestil zeichnet sich aus durch kunstvoll geschwungene, sich von einem regelmäßig oder unregelmäßig durchbrochenen Netzgrund abhebende Blätter- oder Blumenornamente; der Rokokostil setzt an deren Stelle steife Blumenbouquets, und der Revolutionsstil endlich läßt die Muster zu vereinzelt Blüthen und Punkten, die sich von dem gleichmäßig gearbeiteten Grund abheben, zusammenkrumpfen. Ein hervorragendes Merkmal zur Unterscheidung der Spitzen in künstlerischer Beziehung ergibt sich ferner aus der Bildung des Grundes. Je nachdem dieser als eine gleichmäßige Füllung der die Musterfiguren umschließenden oder tragenden Fläche mit Zellen von regelmäßiger Gestalt oder Anordnung in die Erscheinung tritt, oder aus wenigen, meist unregelmäßig gestalteten Zellenräumen besteht, werden Grund- oder Réseau-Spitzen und Unipurespitzen unterschieden. Die Zellen des Spitzengrundes sind meist vieredig, sechseckig oder kreisförmig gestaltet und in gleicher Größe und Dichte nebeneinander angeordnet. Vielfach sind sie in verschiedener Größe sternartig zusammengestellt und geben dann kunstvolle Grundarten, die häufig als sogenanntes Klarwerk auch zur Füllung undichtiger Theile der Musterfiguren verwendet werden.

(Schluß folgt.)

\* Von Zumborger, Zur Geschichte der Spitzen.



## Tschelkasch.

Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz.

(Schluß.)

Sie saßen wieder im Boote — Tschelkasch am Steuer, Gawrila auf der Ruderbank. Ueber ihnen wölbte sich der regengraue, gleichmäßig bewölkte Himmel, und das mattgrüne Meer spielte mit ihrem Boot, hob es auf den leichtgekrauselten Wellen empor oder bewarf es mit schimmernden, salzigen Spritzern. Weit vorn, in der Richtung des Bootschwabels, sah man den gelben Streifen des sandigen Ufers, und hinter ihnen dehnte sich schrankenlos die freie See, ganz aufgelüftet von den eilenden Schwärmen der Wogen, die da und dort schon mit schimmernd weißen Schaumkronen geziert waren. Geradeaus in weiter Ferne fuhren zahlreiche Schiffe auf dem Rücken des Meeres dahin, während zur Linken ein Wald von Masten aufstieg und die weißen Häuferviertel der Stadt sich erhoben. Ein dumpfes, rollendes Getöse klang von da herüber und mischte sich mit dem Klatschen der Wogen zu einer kraftvollen Musik. Ein ganz feiner Nebel, der die Gegenstände von einander zu entfernen schien, lag wie ein aschfarbiger Schleier über dem Ganzen . . .

„Das wird gegen Abend was Gehöriges geben,“ meinte Tschelkasch, mit einer Kopfbewegung nach der See hinweisend.

„Ein Sturm?“ fragte Gawrila, der mit seinen Rudern kräftig die Wogen durchschneit. Er war vom Kopf bis zu den Füßen schon ganz naß von den Sturzwellen, die der kräftige Seewind in's Boot warf.

„Allerdings — einen Sturm . . .“ bestätigte Tschelkasch. Gawrila sah ihm eine Weile mit gespannter Neugier in's Gesicht.

„Wie viel haben sie Dir denn gegeben?“ fragte er endlich, als Tschelkasch das Gespräch noch immer nicht auf den Geldpunkt brachte.

„Da!“ sagte Tschelkasch, indem er Gawrila etwas, was er aus der Tasche gezogen, hinhielt.

Gawrila sah eine Anzahl regenbogenfarbiger Banknoten und Alles begann in seinen Augen grellbunt in den Farben des Spektrums zu schimmern.

„Ach, Du! . . . Und ich dacht' immer, Du lägst mir was vor! . . . Wie viel ist denn das?“

„Fünfhundertundvierzig. Hübsch, nicht wahr?“

„Sehr hübsch!“ sagte Gawrila im Flüsterton, während seine gierigen Blicke den Fünfhundertvierzig folgten, die wieder in Tschelkasch's Tasche zurückwanderten. „Ein schönes Stück Geld . . . Ach, wenn man doch auch so . . .“ seufzte er gedrißelt.

„Das giebt 'ne Schmauserei, mein Bürschchen!“ rief Tschelkasch ganz entzückt. „Ja, das wird 'ne Sache! Hab' keine Angst, Bruder, Du kriegst Deinen Theil ab . . . Die Bierzig geh' ich Dir, was? Bist Du zufrieden? Kannst sie gleich haben — willst Du?“

„Wenn 's Dich nicht benachtheiligt . . . warum nicht? Ich nehm's an!“

Gawrila zitterte am ganzen Leibe vor Erwartung — doch mischte sich noch ein zweites, ägendes, beklemmendes Gefühl in sein Empfinden.

„Ha, ha, ha! Du Teufelsbraten, Du! Ich nehm's an! Bitte, nimm's doch an! Ich bit' Dich recht schön, nimm's! Ich weiß ja nicht, was man mit Geld anfängt . . . sei so gut, befrei' mich davon! Was für'n guter Junge — er nimmt's an!“

Tschelkasch reichte Gawrila ein paar rothe Scheine. Der Bursche zog sogleich die Ruder in's Boot, nahm mit bebender Hand das Geld und verbarg es irgendwo in seinem Busen, wobei er die Augen zusammenkniff und hörbar die Luft in sich einzog, als ob er ein brennend heißes Getränk schlürfte. Tschelkasch betrachtete ihn mit spöttischem Lächeln. Gawrila hatte wieder die Ruder erfaßt und trieb das Boot in nervöser Hast vorwärts — mit niedergeschlagenen Augen, als ob er vor irgend etwas bangte . . .

„Bist Du aber ein habgieriger Kerl! . . . Das ist nicht hübsch von Dir . . . Na, ja — bist eben ein Bauer!“ bemerkte Tschelkasch nachdenklich.

„Was kann man auch Alles mit Geld erreichen! . . .“ rief Gawrila, der plötzlich in leidenschaftlicher Erregung aufloberte. Und in abgerissenen Sätzen, voll Hast, als ob er den eigenen Gedanken nachjagte und die Worte nur so unterwegs aufgriffe, begann er vom Leben im Dorfe zu sprechen, wie es sich mit oder ohne Geld gestaltet: Wohlleben, Ehre, Freiheit, Vergnügen auf der einen Seite — und auf der anderen? . . .

Tschelkasch hörte ihm aufmerksam, mit ernstem Gesichte zu, wobei in seinen halb geschlossenen Augen ein Gedanke blitzte. Ein selbstzufriedenes Lächeln spielte von Zeit zu Zeit um seinen Mund.

„Endlich sind wir da!“ unterbrach er zuletzt Gawrila's Rede.

Eine Woge hob das Boot empor und warf es geschickt an's sandige Ufer.

„Na, siehst Du, Bruder — jetzt ist Alles zu Ende! Das Boot müssen wir noch weiter an's Land zieh'n, damit die Fluth es nicht wegspricht. Man wird's abholen. Und wir Beiden fagen uns nun Lebewohl! Von hier bis zur Stadt sind's acht Werst . . . willst Du wieder zurück nach der Stadt, hm?“

Auf Tschelkasch's Gesicht lag noch immer jenes gutmüthig-verstimmte Lächeln, das auf irgend eine von ihm vorbereitete Ueberraschung für Gawrila hindeutete. Er schob die Hand in die Tasche und ließ die leise raschelnden Geldscheine durch seine Finger gleiten.

„Ich?“ versetzte Gawrila auf seine Frage — „ich? Nein . . . ich geh' nicht in die Stadt . . . ich . . .“

Er stotterte und stockte in seiner Rede. Eine ganze Fluth von Begehungen, Worten, Empfindungen, die sich in gegenfeitigem Widerstreite erhoben und ihn wie Feuer brannten, wogte in seiner Brust. Tschelkasch sah ihn ganz verdutzt an.

„Was fehlt Dir denn? Hast wohl 'n Krampf?“ fragte er.

„'s ist nichts weiter . . .“ versetzte Gawrila. Aber sein Gesicht war bald roth, bald blaß, und er bremte und wand sich ungeschlüssig, als ob er sich auf Tschelkasch stützen wollte, doch zugleich ein anderes Verlangen hätte, das zu unterdrücken ihm schwer ward.

Tschelkasch fand das aufgeregte Wesen des Burschen recht seltsam und war gespannt auf die weitere Entwicklung.

Gawrila begann auf ganz sonderbare Weise zu lachen — fast einem Weinen gleich sein Lachen. Den Kopf hielt er gesenkt, so daß Tschelkasch sein Gesicht nicht sehen konnte. Nur seine Ohren, die bald roth wurden, bald erblaßten, gackten hervor.

„Na, zum Teufel!“ begann Tschelkasch mit einer unwilligen Handbewegung — „hast Dich in mich verschossen, was? Stellst sich ganz so an wie 'n verliebtes Mädchen! . . . Oder wird Dir der Abschied von mir so schwer? Rede endlich, Saugfalsch . . . was willst Du? Sonst geh' ich meiner Wege . . .“

„Wie — Du willst fortgehen?“ schrie Gawrila mit gellender Stimme, daß das sandige Ufer von seinem Schrei erbehte. Auch Tschelkasch fuhr zusammen. Plötzlich stürzte Gawrila vor, warf sich zu seinen Füßen nieder, umfaßte sie mit seinen Armen und zog ihn an sich heran. Tschelkasch schwankte, fiel schwer zu Boden und holte zähneknirschend mit seinem langen Arm zu einem Faustschlag aus. Er kam jedoch nicht zum Schlagen: ein blödes, bittendes Flüstern Gawrila's ließ ihn mitten im Hieb innehalten.

„Mein Täubchen! . . . Liebster, Bester . . . gib mir das Geld! Gib mir's um Christi willen — was soll's Dir eigentlich? . . . In einer einzigen Nacht verpraßt Du's . . . Und ich brauch' Jahre, um so viel zusammenzufragen . . . Gib's, ich will für Dich beten . . . ewig . . . In drei Kirchen will ich beten . . . für die Rettung Deiner Seele . . . Du läßt sie in den Wind flattern, die schönen Papierchen . . . und ich würde sie in den Boden stecken . . . Ach, gib sie mir doch . . . Was sollen sie Dir? Thust ein gutes Werk . . . machst mich reich!“

Bist doch 'mal ein Entgleister . . . find'st Dich nimmer zurück . . . und ich, ich würde . . . oh, gib sie mir, mein Lieber . . . gib sie!“

Ganz starr vor Staunen, Entrüstung und Schrecken saß Tschelkasch auf dem Uferstrand, mit zurückgelehntem Körper, auf die Arme gestützt, und sah schweigend, mit weit aufgerissenen Augen auf den Bauernburschen, der seinen Kopf zwischen die Kniee des Daliegenden zwängte und schwer athmend seine Bettelreden herflüsterie. Endlich stieß Tschelkasch den Zubringlichen zurück, sprang vom Boden auf, fuhr mit der Hand in die Tasche und warf Gawrila die bunten Scheine hin.

„Da hast Du, Hund . . . friß sie!“ rief er zitternd vor Aufregung, Abscheu und doch auch wieder herbem Mitgefühl für den habgierigen Sklaven vor ihm. Und wie er ihm das Geld so hinwarf, flüchtete er sich unendlich erhaben gegenüber diesem elenden Bettler. In seinem Blick, seiner ganzen Gestalt lag etwas vom Helben.

„Hält' Dir von selbst mehr gegeben,“ sprach er. „Hast mich gestern an der schwachen Seite gefaßt . . . wie Du vom Dorfe sprachst. Bist dem Bürschchen helfen, dacht' ich. Nur wollt' ich sehen, was Du machen wirst . . . ob Du bitten wirst oder nicht. Und Du . . . ach, psui, Du Filz, Du Bettler! . . . Wie kann man sich denn um Geld . . . so wegwerfen! Dummkopf! Geizige Teufel seid Ihr . . . verkauft Euch für fünf Kopfen, habt nicht 'n bischen Selbstachtung.“

„Du, mein Lieber . . . mag Dich Christus behüten! Ich hab' jetzt Tausende . . . was? Ich bin jetzt . . . ein Reicher!“ wisperte Gawrila in höchstem Entzücken, während er, am ganzen Leibe zitternd, das Geld in seiner Brusttasche barg. „Ach, Du mein Geliebter! So lange ich lebe, vergess' ich Dir's nicht . . . nie! Meiner Frau und meinen Kindern geb' ich's Bester für ihn!“

Tschelkasch hörte sein freudiges Stammeln, sah sein strahlendes, von triumphirender Habgier entstelltes Gesicht und fühlte, daß er, der Dieb, der Bruder Ueberlich, der Eintame, Heimathlose, sich niemals so bis zur Selbstvergessenheit erniedrigen könnte. Nein, nie würde er so sein können, wie der da! Und dieser Gedanke, dieses Gefühl erfüllte ihn mit dem Bewußtsein seiner stolzen Ungebundenheit und Freiheit, das ihm Haltung gab und ihn groß erscheinen ließ neben einem Nicht wie Gawrila.

„Wie hast Du mich beglückt!“ rief dieser, indem er die Hand seines Wohlthäters gegen sein Gesicht presste.

Tschelkasch schwieg und starrte nach Wolfsart die Zähne. Gawrila ließ immer noch seinem Nebenbrosen freien Lauf:

„Was mir nicht Alles durch den Kopf ging . . . wie wir vorher so fuhren! . . . Ich hatte das Geld gesehen . . . und da dacht' ich: willst ihm eins mit dem Ruder geben . . . über'n Schädel: bang, ist er weg . . . kopfüber in's Meer . . . und ich hab's Geld! Wer wird ihn gleich finden . . . Und findet man ihn: wer wird fragen, wer ihn todgeschlagen hat! Ist doch am Ende keine Person, um dretwegen maß Rärm macht! . . . Ueberflüssig ist er auf Gottes Erde . . . wer soll für ihn eintreten? So dacht' ich, siehst Du . . .“

„Der mit dem Geld!“ fuhr Tschelkasch brüllend herans, während er Gawrila an der Gurgel faßte. Dieser suchte sich von ihm loszumachen, aber Tschelkasch packte mit beiden Händen fest zu, und Gawrila lag bald am Boden, blöb glockend, mit den Fingern krampfhaft nach einem Halt greifend und mit den Beinen zappelnd. Tschelkasch nahm ihm das Geld aus der Brusttasche und stand nun vor ihm, straff emporgestreckt, sehnig, mit dem Ausdruck eines siegreichen Raubthiers. Er lachte boshaft vor sich hin, während sein Schnurrbart in dem edigen, scharf geschneiderten Gesicht nervös zuckte. Niemals in seinem Leben war er so schmerzlich gekränkt, nie so in Wuth versetzt worden.



„Bist jetzt glücklich, was?“ fragte er Sawrila voll bitteren Hohns, wandte ihm den Rücken und ging der Stadt zu. Kaum aber war er zwei Schritte entfernt, als Sawrila mit der Vehementigkeit einer Katze aufsprang und, noch am Boden knieend, mit voller Wucht einen großen runden Stein Tschellafsch an den Kopf warf.

„Der sitzt!“ rief er boshaft, während Tschellafsch mit einem Aufschrei nach seinem Nacken griff, sich jählings umwandte und nach kurzem Wanken mit zu Boden gefehrtem Gesicht zusammenbrach. Sawrila erstarrte bei diesem Anblick. Und als er dann sah, wie Tschellafsch vergeblich bemüht war, sich wieder aufzurichten, wie er mühsam den Kopf aufhob und das Bein anzog und schließlich, am ganzen Leibe zitternd, liegen blieb, stürzte er davon in die nebelbedeckte Steppe, über der eine zottige, finstere, schwarze Regenwolke hing. Die Wogen kletterten zischend an dem sandigen Ufer empor, vermischten sich mit dem Sand und flossen dann wieder abwärts. Der Giftschäumte und die Sturzwellen zerstoßen im Winde.

Regen hatte sich eingestellt. Anfangs ganz fein und dünn, war er bald in einen dichten, großtropfigen Landregen übergegangen. Meer und Steppe waren wie mit einem aus Wasserfäden gewebten Netz verhüllt. Hinter diesem Netz war Sawrila verschwunden. Eine ganze Weile sah man nichts weiter als den strömenden Regen und den langen Menschen, der da im Sande am Ufer des Meeres lag. Aber plötzlich tauchte mitten in dem Regen wieder Sawrila's Gesicht auf — hastig, wie im Fluge eilte er daher, gerade auf Tschellafsch zu. Er stürzte vor ihm nieder und begann ihn auf dem Boden hin und her zu wenden. Er fasste mit der Hand in eine schlüpfrige, rothe Flüssigkeit, die sich noch warm anfühlte. Er schroden fuhr er zusammen und wandte sein bleiches, verpörrtes Gesicht zur Seite.

„Hör, Bruder — keh' auf!“ flüsterte er dann hastig Tschellafsch in's Ohr. Dieser kam zur Besinnung, nickte Sawrila von sich und sagte mit röchelnder Stimme:

„Fort von mir — geh!“

**Sicheres Glück**

„Bruder! Verzeih!“ . . . Der Satan hat mich verführt!“ flüsterte Sawrila zitternd, während er Tschellafsch's Hand emporhob und küßte.

„Geh . . . geh' fort!“ kam es heiser aus Tschellafsch's Kehle.

„Nimm die Sünde von meiner Seele . . . Bruder, verzeih!“ . . .

„Keh' . . . Geh' endlich! . . . Geh' zum Teufel!“ schrie Tschellafsch plötzlich und richtete mühsam seinen Oberkörper auf. Sein Gesicht war finstern und bleich,

und die trübren Augen schlossen sich halb, wie wenn er schlaftrunken wäre. „Was willst Du noch? . . . Hast das Dämonische gethan? . . . So geh' jetzt! Marsch!“

Er suchte dem von seiner Neue-niedergedrückten Sawrila einen Fußtritt zu verfehen, war jedoch nicht dazu im Stande und wäre hingestürzt, wenn nicht Sawrila seine Schultern umfaßt und ihn aufrecht gehalten hätte. Die Gesichter der Beiden berührten sich jetzt — beide waren bleich, kläglich, voll Entsetzen.

„Hui!“ rief Tschellafsch, seinem Helfershelfer in die weit geöffneten Augen spuckend.

Dieser wachte sich ruhig mit dem Narmel das Gesicht ab und sagte in stehendem Tone: „Thu, was Du willst . . . nicht ein Wort will ich sagen. Nur verzeih' mir, um Christi willen!“

„Geschmeiß!“ . . . Nicht mal 'nen Werd bringt das ordentlich fertig!“ rief Tschellafsch verächtlich, riß unter seinem Rock ein Stück vom Hemde ab und unwiderrlich sich damit schweigend den Kopf. — „Hast das Geld genommen?“ fragte er dann, seine Worte durch die Zähne pressend.

„Nichts hab' ich genommen! Nichts brauch' ich! . . . Nur Unglück hab' ich davon gehabt!“

Tschellafsch steckte die Hand in die Tasche seines Rockes, zog die Scheine heraus, steckte einen davon wieder in die Tasche zurück und warf die übrigen Sawrila hin.

„Da — nimm sie und geh!“

„Nichts nehm' ich, Bruder . . . Ich kann nicht! Verzeih!“

„Nimm sie sofort, sag' ich!“ brüllte Tschellafsch unter wildem Augenrollen.

„Verzeih' mir . . . dann will ich sie nehmen . . .“ bat Sawrila und fiel in den nassen Sand zu Tschellafsch's Füßen nieder.

„Nimm . . . wirf sie auch so nehmen, Geschmeiß!“ jagte Tschellafsch überzeugt, und indem er Sawrila's Kopf mit Mühe bei den Haaren emporhob, warf er ihm die Scheine in's Gesicht.

„Nimm mir, nimm! Hast doch nicht umsonst gearbeitet! Nimm sie, wirf sie nicht! Schäm' dich! Ich hab' ringsum her alle meine Vorräte verstreut!“

nicht, daß Du um ein Haar 'nen Menschen todgeschlagen hast. Nach Solchen, wie ich bin, fragt ja Niemand. Dank schön! werden sie Dir noch sagen, wenn sie's erfahren. Da, nimm! Niemand weiß von Deiner Heldenthat, und 'ne Belohnung verdient sie doch! . . . Na, also . . . sag' ich's nicht? . . .“

Sawrila sah, daß Tschellafsch lachte, und es ward ihm leichter um's Herz. Er hielt das Geld mit festem Griff umfaßt.

„Und wie ist's . . . verzeihst Du, Bruder? Du willst nicht, was?“ fragte er weinerlich.

„Was soll ich verzeihen? 's giebt nichts zu verzeihen!“ versetzte Tschellafsch, sich vom Boden emporrichtend. „Heut' schlägst Du mich blutig, morgen ich Dich . . .“

„Ach, Bruder, Bruder! . . .“ seufzte Sawrila, indem er betäubt den Kopf schüttelte.

Tschellafsch stand vor ihm und lächelte ganz selbstsam; der Lappen auf seinem Kopfe ward mehr und mehr von Blut durchtränkt und sah schon fast wie ein türkischer Fetz aus.

Der Regen strömte wie aus Eimern nieder. Das Meer roste dumpf, und die Wogen schlugen jetzt wild und rasend gegen den Strand.

Die beiden Männer am Ufer verharreten eine Weile in Schweigen.

„Na, leb' wohl!“ sagte Tschellafsch schließlich in spöttisch kühlem Tone und schickte sich an, zu gehen.

Er schaukelte unsicher auf den zitternden Füßen und hielt den Kopf so sonderbar, als ob er ihn zu verlieren fürchtete.

„Verzeih, Bruder! . . .“ bat Sawrila noch einmal.

„Macht nichts!“ versetzte Tschellafsch trocken und schritt von dannen. Sein Gang war immer noch schaukelnd, und seine Schritte klirrten nach wie vor den Kopf, während die Rechte mechanisch an dem langen braunen Schmirrbart zupfte.

Sawrila blickte ihn lange an, bis er in dem immer reichlicher aus den Wolken niederströmenden und die Steppe rings verhüllenden Regen verschwand.

Dann nahm Sawrila seine durchnässte Mütze vom Kopfe, bekreuzte sich, sah auf das Geld, das er immer noch fest umschlossen in der Hand hielt, athmete tief und erleichtert auf, steckte die Scheine in die Brusttasche und ging mit festem, breitem Schritt am Meeresufer hin, nach entgegengesetzter Richtung.

Das Meer heulte, warf große, schwere Wogen auf den Uferstrand und zerstäubte sie zu Schaum und Gischt. Der Regen peitschte wüthend Land und Wasser . . . Der Sturm brauste . . . Alles ringsum war von wildem Geyser, Gemümel und Getöse erfüllt . . . Der Regen entzog gleichmäßig Meer, Land und Himmel den Blicken.

Bald hatte die strömende Regenfluth den rothen Fleck von jener Stelle, wo Tschellafsch gelegen hatte, abgewaschen. Fortgespielt waren auch die Spuren, die Tschellafsch und der junge Bauernbursche im Uferlande zurück gelassen hatten . . .

Am einsamen Meeresufer blieb nichts übrig zur Erinnerung an das kleine Drama, das sich dort zwischen zwei Menschenkindern abgepielt hatte. —



**Sommersonnenwende.**

Man hat die Sonne glühend schön  
Des Himmels herrliche Höhe erklimmen.  
Johanniskraut, ein grau Gemüth  
Der Witterdank, kommt hergeschwommen.  
Schnau bewelb grün das Land und fall;  
Pergillt die Rasenstippen hangen.  
Nach einmal ruft der Kokuk matt  
Dann ist ihre alte Luft vergangen . . .  
O weh, der junge Krühling ist geschoben!

Blaugraue Blatten ruh'n erschöpft  
Eum Fieberkrankheit auf Stabiasen;  
Der Löwenmaße hat sich bekämpft  
Mit überweigen Hockensosen;  
Die Kirschen haben schwarze Duff;  
Bang in der Ehe sitzt die Weile;  
Der Haber steht durch trübe Luft  
Der Haber steht durch trübe Luft  
Ein unglücklicher Schmitter wehlt die Senke.

Und hoch, nun pflüht und pflüht der Schmitt  
Und rafft die Haber, rafft die Schmittchen —

Und krißt und krißt mein Herz mit,  
Bei jedem Eakhte muß es zucken. —  
Auch meine Wende kam! Ade,  
Lichtgrüne Zeit, da ich gestiegen!  
Dann geht's bergab! Es thut gar weh,  
Wenn welk der Jugend Schwaden liegen . . .  
Und doch — im Heudoff träumt es sich so süß! —  
Bruno Wille.

**Niederländisches Bauerngebüß.** Ein Sommertag geht zu Ende. Hinter den ersten Nimmern sinkt die Sonne hinab, unter ihren letzten Strahlen glühen die Säume der Wolken. Die Luft ist dunstschwer von dem nahen Meer und dem Kanal, dessen Wasser still dahinjucken. Aus dem Söloite des Hauses kramst leichter Rauch, die Flügel der Windmühle sehen, lautlos gleich ein Heuschreck den Kanal entlang. Und Stille ringsum. Kaum, daß die Spiegelbilder des Hauses, der Säume, des Himmels leise zittern in der Fluth. Wie ein letztes Anzeichen der Natur, ehe sie zur Ruhe geht. Abendfrieden, der kommende, gesammelte Kraft, süße Lebensfreude verbürgt.

**Abendstimmung!** Frühere Bilder, „Feiertabend“ (Nr. 21) und „Heimgang“ (Nr. 23) haben ähnliche Stimmungen anzudeuten versucht. Die betreffenden Künstler brauchen außer der Natur noch Menschen,

um Das, was sie sagen wollten, auszudrücken. Der Schöpfer unseres heutigen Bildes hat sich auf einfachere Mittel beschränkt. Jeder Beschauer wird sich sagen müssen, daß ihm seine Absicht gelungen ist. —

**Das mittelalterliche Münzgrundgewicht** war die Mark; sie zerfiel in 16 Loth von je 4 Quinthen. Die Rechnungseinheit war das seit dem zwölften Jahrhundert völlig in einen Zahlbegriff umgewandelte Pfund, welches Wort in allen mittelalterlichen Aufzeichnungen lediglich eine Summe von 240 einzelnen Geldstücken vorstellen soll, ganz gleichgültig, wie viel dieselben wogen. Dasselbe wurde in 20 Schillinge von je 12 Pfennigen getheilt. Das Münzen der Goldgulden kam erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf; bis dahin waren die Münzen bis auf die Pfennige herab Silbergeld, das nur zu einem kleinen Theil mit minderwerthiger Speise vermischt war. Zu den Scheidemünzen dieser Zeit gehörten auch die in der Basler Gegend gebräuchlichen Rappen. Das Wort „Rappen“ hat vielfach zu philologischen Erörterungen Anlaß gegeben. Man deutete den Rappenpfennig als Rappenpfennig. Justus Cohn erklärt das Wort in seiner Abhandlung „Der Rappenmünzband“ (Heidelberg, Carl Winter) jedoch als Rappen-Pfennig, d. h. als schwarzen Pfennig, was auf ein leichtes Schwarzwerden dieser Münze hindeuten würde. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**